

Der neue New Deal

Debatte Die Globalisierung ist in Verruf geraten, der Mythos des glücklich machenden freien Marktes ist zerstört. Es bedarf einer Leitidee. *Von Thomas Fricke*

Drei Jahrzehnte lang hat der Zauber gewirkt. Drei Jahrzehnte lang hat die Menschheit an jenen Segen geglaubt, den die Globalisierung mit sich bringen würde. Am Ende nutze es allen, wenn Vorschriften fallen, Konzerne weltweit präsent sind, die Banken sehr viel Geld haben, wenn es Steuerparadiese gibt und Regierungen möglichst wenig stören. Es galt der Primat der Ökonomie. Ob in Herne, New York oder Shenyang. So einfach war das.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Vor zehn Jahren begann jene mächtige Finanzwelt zu kollabieren, die als Hohetempel der Marktgläubigkeit galt, dann aber von Sparbuchhaltern gerettet werden musste.

Zusammengebrochen ist damit auch der Mythos der sich selbst regulierenden Märkte. Zutage tritt stattdessen ein immer stärkerer Unmut, getragen von diffusen Ängsten, Halbwissen und berechtigter Ablehnung bestimmter Mechanismen. Es ist eine Hochzeit für Menschenfänger und Autoritäre.

Derzeit herrscht ein Vakuum, da hilft auch kein Ausbessern im Detail. Was die Welt braucht, ist ein neues Leitmotiv. Und zwar bevor Populisten aller Couleure dieses Vakuum füllen und die Menschen gegeneinander aufbringen. Die Zeit drängt.

Welche Macht und welchen Einfluss ein solcher Mythos haben kann, hat Ronald Reagan 1982 gezeigt, als er die Bankenregulierung lockerte. Plötzlich galten die Chicago Boys als hip, die alles im Leben durch Angebot und Nachfrage klären lassen wollten – ob Schraubenmangel, Kreditbedarf oder Heiratswunsch. Bald regierten die Marktapostel überall, selbst in Frankreich. Mächtige Instanzen wie Weltbank und Internationaler Währungsfonds (IWF) predigten den Washington Consensus, also die strikte Marktorientierung, als neue Weltreligion.

Über ein Vierteljahrhundert war klar, was richtig ist: Markt schlägt Staat. Staatsbetriebe? Privatisieren. Die Rente? Eigenvorsorge. Arbeitslosengeld? Kürzen. Osterweiterung? Natürlich. Und die nächste Freihandelsrunde? Was sonst. Und so weiter. Am Ende sorgten selbst Sozialdemokraten für fallende Spitzensteuersätze und glückliche Hedgefonds.

In dieser Zeit wurde weltweit viel Wohlstand geschaffen. Die Asiaten konnten überall ihre Billigware loswerden. Für uns gab es günstige Klamotten aus Vietnam und Spielzeug aus China. Deutschland bekam ein Exportwunder, weil alle die Maschinen made in Germany brauchten.

Und doch scheint etwas schiefgelaufen zu sein. Es gibt dieses Unbehagen. Den Unmut. Die Kehrseiten.

Dass es zwischen Ländern weltweit weniger Reichtumsgefälle gibt, liegt vor allem daran, dass so viele Chinesen und Inder aufgestiegen sind, wie der frühere Weltbankökonom Branko Milanović errechnet hat.

Für andere ist der Befund weniger klar. Weder ist die Wirtschaft bei Amerikanern, Briten und Deutschen schneller gewachsen als in den Jahrzehnten vor 1982. Noch gab es weniger Krisen. Im Gegenteil: Der IWF zählte seither

mehr als 120 Banken- und 200 Währungskrisen – ein dramatischer Anstieg.

Zwar machen Konzerne heute mehr Gewinn, aber sie investieren davon weniger in Maschinen und Jobs als früher. Auch weil es in der finanzglobalisierten Wirtschaft häufig mehr Rendite bringt zu spekulieren. Weil es schicker ist, schnelle Gewinne zu machen als langfristig zu wirtschaften. Deshalb gehören zur Bilanz des alten Systems weltweit auch geschätzte 200 Billionen US-Dollar Schulden.

Vor allem aber ist das größte Versprechen unerfüllt geblieben: Die Hälfte der Amerikaner hat heute real nicht mehr oder sogar deutlich weniger Einkommen als 1989. Bei uns haben die 40 Prozent, die weniger betucht sind, nicht mehr. In Deutschland hat fast jeder Zweite so gut wie kein Vermögen. Und fast jeder Vierte arbeitet für wenig. So enorm lagen Reich und Arm auch im 19. Jahrhundert auseinander.

Der Fortschritt ist damit, je nach Rechnung, an einem Drittel bis zur Hälfte der Menschen vorbeigegangen. Das hat die Amerikaner und Briten via Trump und Brexit als Erste erschüttert. Ausgerechnet jene also, die das Mantra der freien Märkte am eifrigsten verfolgt haben und nun – was kein Zufall ist – mit Industrie 0.0 und sozialer Spaltung konfrontiert sind. Die Experten des IWF räumen inzwischen ein, dass Kapitalmärkte wohl doch nicht so effizient sind. Und bei der einst so orthodox-liberalen OECD gilt Wachstum nur noch als gut, wenn es den Armen hilft.

Der einstige Mythos ist also dahin. Was fehlt, ist die neue, große Idee.

Ökonomen haben in den vergangenen Jahren zu verstehen begonnen, was genau schiefgegangen ist. Kenneth Rogoff und Thomas Piketty werteten enorme Datensätze zu Finanzkrisen und Vermögen aus. Nobelpreisträger Angus Deaton deckt in einer neuen Studie auf, dass in den USA die Lebenserwartung weißer Männer gerade dort wieder sinkt, wo heimische Unternehmen verdrängt wurden. Robert Shiller und George Akerlof haben Erklärungen gefunden, warum es an Märkten systematisch zu Finanzblasen kommt.

Dabei kristallisiert sich der Gedanke heraus, dass es tückisch war, das Wirtschaften von Finanzzauberern bestimmen zu lassen, die ihre eigenen Debakel nicht kommen sehen, irren Wellen hinterherlaufen, in den Krisen dann aber die Regierungen vor sich hertreiben.

Liegt hier der Kern eines neuen Mantras – weg vom Finanzzauber? Möglich. Boni für Manager sollten sich nicht mehr nach Aktienkursen richten, sagt Nobelpreisträger Joseph Stiglitz. Anleger müssten belohnt werden, wenn sie langfristig investieren, so Andrew Haldane, Chefökonom der Bank of England. Und Manager sollten Boni zurückzahlen, wenn sich herausstellt, dass sie Mist gebaut haben. Alles Anreize also, Geld wieder in Menschen und Maschinen zu stecken.

Vieles spricht dafür, dass es weniger Schulden gäbe, wenn etwa Banken mehr eigene Mittel vorhalten müssten



FELIX PHARAND-DESCHENES / GLOBAIA / SCIENCE PHOTO LIBRARY

Grafische Darstellung globaler Transport-, Kommunikations- und Energiewege
Gesucht wird eine einende Formel

– gerade für reine Finanzgeschäfte und in Zeiten entrückter Kreditvergabe. Nach dem Befund des Bonner Wirtschaftshistorikers Moritz Schularick wurden vor fast allen Finanzkrisen zu viele Schulden für Immobilien aufgenommen. Dürfte ein Haus nur noch zu etwa 50 Prozent auf Kredit gekauft werden, wäre das Problem gelöst.

Und die Tücken des Freihandels? Laut Harvard-Professor Dani Rodrik brauchen Handelsverträge künftig klare Klauseln, mit denen sich Einfuhren notfalls einschränken lassen. Dann nämlich, wenn Kostenvorteile nur daher rühren, dass in den Herkunftsländern Menschenrechte missachtet werden; nicht aber, weil die Produktivität geringer ist. Wenn absehbar ist, dass die Billigkonkurrenz ganze Industrien zu verwüsten droht. Das könnte weit mehr freien Handel retten als trumpscher Protektionismus mit hohem Eskalationsrisiko.

Zu klären wäre auch, was in einer besseren Welt überhaupt global zu regeln ist – der Klimaschutz etwa. Und wofür der Staat nütze ist – jenseits des plumpen Gut-Böse-Musters. Experten können heute weit besser ermitteln, welche Investitionen sich lohnen und welche nicht. Und welche Ausgaben für Schienen, Schulen oder Forschung dem Finanzminister am Ende mehr Geld einbringen, als sie anfangs gekostet haben, weil sie für mehr Wachstum und Steuereinnahmen sorgen. Solche Projekte könnten unter strenger Aufsicht vom Spardiktat ausgenommen werden. Das wäre weitsichtiger als der Versuch, jedes Jahr formell die schwarze Null zu schaffen. Die Innovationsforscherin Mariana Mazzucato hat gezeigt, wie stark staatliche Stellen die Entwicklung von Technologien angestoßen haben, ohne die es etwa das iPhone nicht gäbe. Das spräche dafür, stauartige Behörden attraktiver für Topforscher zu machen.

Einige dieser Ideen sind schon gereift, andere noch am Anfang. Gesucht wird eine einende Formel, was das Neue ausmachen soll: das Leitmotiv.

Das zu finden, hat es in sich. Es darf nicht so simpel lauten wie die Markt-wirkt-Wunder-Formel. Gleichzeitig muss es einfach genug sein, um es allen zu vermitteln. Die Lösung liegt wahrscheinlich irgendwo in der Mitte: in einer besser kontrollierten, aufgeklärten Globalisierung, die ohne den Zwang auskommt, alles global zu standardisieren. Es braucht ein neues Gleichgewicht der Freiheiten, in dem es aber Sicherungen gegen Auswüchse gibt. Und in dem Politiker wieder gestalten und entscheiden, statt alternativlos Banken oder Staaten zu retten.

Dazu braucht es eine Wirtschaft, die dynamischer und innovativer ist als in den Gauklerjahren – gerade weil mehr Geld in reale Projekte fließt und höhere Einkommen den Absatz steigern.

Vor gut 80 Jahren musste schon einmal ein Mythos ersetzt werden, nach einem Crash und entglittener Globalisierung. Das brachte Populisten an die Macht, nährte den Nationalismus und endete in einem Handels- und Weltkrieg.

Damals gab es den US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt, der eine neue Lösung ausgab: jenen sagenhaften New Deal, der Verlierer auffing, die Finanzwelt kontrollierte, für Investitionen in die Zukunft sorgte und politische Kontrolle demonstrierte. Eine Vorlage für die Nachkriegswelt, in der über Jahrzehnte (fast) alle aufstiegen.

Höchste Zeit, daraus die Lehren zu ziehen.

Fricke, 51, ist Wirtschaftspublizist und leitet das Internetportal NeueWirtschaftswunder.de.